

aufzugeben. Scheiternd nennt er sich, nicht gescheitert, und er setzt noch ein Segel, schwarz, weil das vielleicht ein Signal ist, das erkannt wird.

Das war sein Wesen, ein freundlicher Skeptiker, der seine Erfahrungen hatte, jedem platten Optimismus abhold. Das historische und kulturelle Bildungsgut, das er reichlich in seine Gedichte einbringt, nie didaktisch, selten demonstrativ, fast immer mit der Gebärde selbstverständlichen Umgangs (und mit der unausgesprochenen Forderung, Beschwörung, im Namen der Menschheit, der Menschlichkeit, damit gefälligst umzugehen!) – dieses Bildungsgut setzt Bezugspunkte unserer Menschlichkeit, die weit zurückreicht: von Homer über Empedokles, in die Gegenwart transponiert der Prozeß Sokrates', über Rembrandt und Goya und Marat bis zu den Schüssen der „Aurora“, – die nie Endgültiges darstellen, immer „eine Möglichkeit dem Menschen“.

Wirkt da nicht doch – Didaktik?

Er war ja Lehrer von Beruf, ehe er in die Welt hinauskatapultiert wurde. Während er seine spätrexpressionistischen Gedichte in Herwart Waldens *Sturm* veröffentlichte, während er im *Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller* Auseinandersetzungen über Agitation und Ästhetik zu bestehen hatte, war er Lehrer, Erzieher an einer sozialpädagogisch orientierten Versuchsschule in Neukölln, einem Berliner Arbeiterbezirk. Das hat später nie sonderlich eine Rolle gespielt, alles spätere Erleben war heißer, aufwühlender, entscheidender. Aber der Pädagoge – nicht der Pauker, nicht der Wissensvermittler –, der Erzieher, aufgeschlossen dem Experiment Jugend: sollte der so ganz verlorengegangen sein? Ich erinnere mich an Gespräche mit ihm aus den Fünfziger Jahren, in denen Sonderschulen und Jugendwerkhöfe eine Rolle spielten. Das war nicht mehr seine Thematik, aber der Impetus des Schöpferischen in ihm und seiner Dichtung hat noch bis in die Esoterik später Verse hinein den Charakter der Mitteilung, der Botschaft. Liegt hier vielleicht das Geheimnis seiner erstaunlichen Verjüngungen, auf die Gerhard Wolf hingewiesen hat? Und ist es nicht merkwürdig, daß ein Dichter, der sich scheinbar immer stärker in Geheimnisse verspinnt, Geheimnisse der Sprache, der Metaphern, der Mythen, so gegenwärtig bleibt, daß ihm die Jugend zuläuft? Immer hatte er junge Leute um sich – und von Generation zu Generation offenbar aus ganz verschiedenen Motiven.

Für uns junge Poeten der fünfziger Jahre war er der Dichter, der ganz unmittelbar Welt hereinbrachte in unseren notgedrungenen, wenn auch begeisterten Provinzialismus, in die Trivialität unserer, wenn auch begeisterten Aufbauyrik. Er war schon alle Umwege und Irrwege gegangen, er hatte ein Dichterwort verwirklicht – nicht er allein, das sage ich ausdrücklich, aber nur von ihm sei hier die Rede –, das Wort aus dem Neujahrsbrief des achtundzwanzigjährigen Hölderlin an den Bruder:

... wenn das Reich der Finsternis mit Gewalt einbrechen will, so werfen wir die Feder unter den Tisch und gehen in Gottes Namen dahin, wo die Not am größten ist und wir am nötigsten sind.

Aber eben dort, in Spanien 1936, zwangen ihm die Kämpfe die Feder wieder in die Hand.

Und Kolumbien – das war zunächst Exotik, zweifellos, aber dann schloß er uns den fernen Kontinent auf, brachte in kongenialen Nachdichtungen Neruda, Guillén, Zalamea, Alberti...

Die Generation der sechziger Jahre, ich spreche von den Dichtern, versuchte ihm abzugewinnen, wie es ihm gelang, Sprache in Kunst zu münzen, in der Überzeugung, die sie mit ihm teilte, daß in der Kunst jeder Gegenstand, auch und gerade der bedeutendste, Gültigkeit erst unter den Gesetzen der Kunst gewinnt: eine ebenso einfache wie schwierig umzusetzende Erkenntnis.

Und schließlich eine neue Jugend. Was sucht sie bei einem alten Mann, der in einem langen Leben die Erfahrung gewonnen hat, daß Dichtung Sprache ist, die man bis an die Grenze treiben kann, auch das Unnennbare zu benennen, und konsequent, ohne Rücksicht auf rezeptive Vorstellungen, Wünsche, Theoreme, dieser Erfahrung folgt? Merkwürdigerweise, glücklicherweise eben das: den Erkenntnisgrund der Persönlichkeit zu entdecken.

In seinen späten Oden und Elegien hat Erich Arendt, wie einst Hölderlin in seinen „Vaterländischen Gesängen“, den späten Hymnen, die völlige Eigengesetzlichkeit seiner Sprache gefunden. Und gerade die kunstaufgeschlossene Jugend; mißtrauisch gegen alles Platte, allzu Einfache, hat die Unbekümmertheit und Kühnheit, sich dem Schwierigsten zu nahen, das Neue zu suchen, neue Bilder, eine neue Sprache.

Hier mögen wir innenalten. Erich Arendt: In hohem Alter, vielfach geehrt von der Gesellschaft, in der er zuletzt gelebt hat, geliebt und hochgeschätzt von Freunden, die ihm, dem freundlichen Gastgeber und freundlichen Gast, dem immer kritisch wachen Gesprächspartner über viele Jahre verbunden blieben, bewundert von einer wachsenden Anzahl junger Dichter und Freunden seiner Poesie, die als schwierig gilt nach wie vor und sich aufschließt, wenn man liebend mit ihr umgeht – Erich Arendt, der Dichter, ist sanft aus dem Leben gegangen. Nicht aus der Welt.

Es war ihm vergönnt, bis ans Ende seines achten Lebensjahrzehnts schöpferisch zu sein durch die Fähigkeit, seine Gegenstände so vollkommen in Sprache zu integrieren, daß sie, Lebenselemente, Fundstücke der Erinnerung, Bilder späten Erlebens, durch Benennung und Verflechtung im Vers selber zu reden vermochten.

Es war ihm vergönnt, so könnten wir sagen, sein Werk abzuschließen.

Aber eben hier wehrt sich das Wort. Abschließen – das bedeutet Ende und gleichzeitig Hermetik. Sein letzter Gedichtband heißt *entgrenzen*. Das zielt ins Offene, das macht Zukunft möglich.

Wie er selber nichts Abgeschlossenes gekannt hat – über Gegenstände, die ihm wichtig waren, hat er lebenslang nachgedacht, das zeigt die Wiederkehr von Gegenständen und Motiven in seinen Gedichten oft nach Jahrzehnten unter neuen, oft überraschenden Aspekten – so fordert er uns heraus, nicht Abgeschlossenes bei ihm zu suchen, den Spuren nachzugehen. Wir werden sehen, sein Werk ist fordernd genug, daß da einer unserer bedeutendsten politischen Dichter von uns gegangen ist.

Erich Arendt hat das Leben sehr geliebt, er war streitbar, wissensdurstig, genußfreudig, kunstsüchtig; wie wir alle und alles war er der Vergänglichkeit unterworfen, dem Tod, den er in seiner Dichtung immer wieder ins Bewußtsein gerufen hatte, Teil des Lebens:

*Im Aug der mondenen Nacht
glänzt die längst vertraute,
die schwarze Perle dir.*

Günther Deicke, Sinn und Form, Heft 6, November/Dezember 1984